Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur

Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte

Band: 51 (1971-1972)

Heft: 7: Was soll aus Afrika werden? : Ein Kontinent auf der Suche nach seiner Zukunft

Buchbesprechung: Das Buch

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Buch

DAS FRANZÖSISCHE AMERIKABILD

Gespräch zwischen Völkern

Den «internationalen Beziehungen» in Handel, Verkehr, Diplomatie und Rüstung, in Wissenschaft und Technik liegt oft auch ein Gespräch der Vertreter des Geistes, der Dichter und Denker, der Historiker und Forscher mit dem anderen Volk zugrunde, und nur dank diesem Gespräch gewinnen die Kontakte und Austausche der Völker untereinander einen Sinn, verwandelt sich Politik in Geschichte. Die Anziehung der Völker zueinander oder die Abneigung, die sie gegeneinander empfinden, ist grossen Schwankungen unterworfen: sie machen den Reiz des «Ablaufs der Geschichte» aus.

Die Begegnung Frankreichs mit den Vereinigten Staaten von Amerika ist ein faszinierendes Kapitel der neueren Geschichte. Dieses zu schreiben ist eine Aufgabe, die sich gerade heute stellt, weil ein Zentralproblem der Epoche der Nachkriegszeit, der Einfluss Amerikas in der Welt, besonders gut fassbar ist in den amerikanisch-französischen Beziehungen.

Im folgenden seien uns einige Hinweise erlaubt, die zugleich den Leser auf ein Schrifttum aufmerksam machen sollen, das, neben bekannten, geradezu klassischen Werken, weniger beachtete Arbeiten von hohem Gehalt oder von symptomatischer Bedeutung aufweist.

Im engen Rahmen einer Skizze möchten wir drei Aspekte berühren: die machtpolitische Konfrontation[1], die kulturpolitische Auseinandersetzung und die neue Woge der interkontinentalen Diskussion aufgrund des Buches von *Jean François Revel*: «Die Revolution kommt aus Amerika»[2].

Wechselnde politische Machtkonstellationen

Der einzigartige Charakter der Relation Frankreich – Vereinigte Staaten geht schon daraus hervor, dass man legitimerweise die Frage stellen könnte: Gäbe es heute die Weltmacht USA ohne die Taten Frankreichs? Aber auch die Gegenfrage ist legitim: Gäbe es heute eine immerhin noch imposante Staats- und Wirtschaftsmacht Frankreich ohne die Vereinigten Staaten?

Jedermann weiss vom Bündnis der einstigen dreizehn englischen Kolonien mit dem König von Frankreich vom Jahre 1778, aufgrund dessen den unter George Washington gegen die Truppen der englischen Krone kämpfenden Rebellen nicht nur Waffen und Geld, sondern eine militärische und maritime Hilfe zuteil wurde, ohne die man sich den Sieg der amerikanischen Milizen gegen England nicht vorstellen kann. Aber zu denken gibt auch das Ge-

schenk, das Napoleon Bonaparte den Vereinigten Staaten unter Präsident Thomas Jefferson 1803 mit dem «Verkauf» von Louisiana (für 15 Millionen Dollar) machte, einem Territorium, das beinahe ein Drittel seines heutigen kontinentalen Gebietes umfasst, nämlich die westliche Mississippi-Ebene bis zum Rand des Gebirges, ein Land von zum Teil grosser Fruchtbarkeit und mit enormen mineralischen Vorkommen, das der Union den Anschluss an Mexiko sicherte und damit die spätere Annexion von Texas sowie die Ausdehnung zum Pazifik ermöglicht hat.

Im Ersten Weltkrieg haben amerikanische Soldaten, herübergebracht in amerikanischen Schiffen, auf französischem Boden die Wendung des Krieges herbeiführen helfen. Die Vereinigten Staaten haben mit der Versorgung der westlichen Kriegspartei durch ihre Wirtschaft und mit ihrer Flotte den Krieg entschieden. Im Zweiten Weltkrieg führten sie ebenfalls – vereint mit den Briten und dank dem Vormarsch der Sowjetarmeen im Osten – mit der geglückten Landung in der Normandie die endgültige Wendung des Krieges herbei und ermöglichten einem zuvor besetzten Frankreich, sich am Endsieg zu beteiligen. Viele amerikanische Soldaten ruhen in französischer Erde, viele französische in amerikanischer.

Das für Frankreich kritische 19. Jahrhundert mit dem Zwiespalt zwischen Revolution und Restauration und dem Übergang zur Kolonialexpansion in Afrika und Asien fiel zusammen mit dem Gewahrwerden des steten Aufstiegs der Vereinigten Staaten. Diesen hinzunehmen ist Frankreich sehr schwer gefallen.

Die Liberalität Frankreichs gegenüber den amerikanischen Kolonisten und der jungen Union entsprang – seitens der Regierung – keineswegs einer besonderen Sympathie für die politischen Anliegen der amerikanischen Separatisten, sondern war berechnet als ein taktisches Manöver zur Schwächung der transatlantischen Flanke des damaligen Erbfeindes England, der kurz zuvor Frankreich seiner Kolonie Kanada in einem siegreichen Feldzug beraubt hatte. Napoleons grosszügige Geste von 1803 war der Epilog zur missratenen Expedition Leclerc von 1802, zur Rückeroberung des abgefallenen Santo Domingo, der eine parallele Expedition zur Rückgewinnung Louisianas folgen sollte. Napoleon hatte Louisiana auf Schleichwegen (durch Abtausch gegen Toskana-Etruria) in seinen Besitz gebracht, um es schliesslich nun doch wieder aus der Hand zu geben. Napoleon beabsichtigte, durch die Ausstattung der Vereinigten Staaten mit einem Territorium von imperialen Ausmassen der Union eine Mitgift zu überreichen, die sie zwangsläufig zum Gegenpol des britischen Imperiums und mithin zum Partner Frankreichs machen würde.

Napoleons Vision vom amerikanischen Imperium ist in der Tat Wirklichkeit geworden; aber ein Gegenpol zu England ist Amerika eigentlich nicht geworden. Vielmehr hat Napoleon mit seiner Eroberungspolitik und Europahegemonie die Flankenmächte, Amerika und Russland, wachgerufen, jene Konstellation heraufbeschworen, die ein Merkmal unserer Ära geworden ist: das Supermächtesystem Russland-USA. Von Russland wie von Amerika sind die europäischen Mächte überspielt worden. Während Frankreich nur mit Grossbritannien im Bunde, später gelegentlich mit Deutschland,

hoffen konnte, der amerikanischen Expansion entgegenzutreten – es hat dies auch konsequent und mehrfach energisch versucht (Mexiko-Abenteuer Napoleons III.) –, hat Russland als ein Land von kontinentalen Ausmassen die Verwandtschaft mit der amerikanischen Bundesrepublik und dem zukünftigen Partner am Pazifik frühzeitig erkannt und seine Politik dementsprechend ausgerichtet, dergestalt, dass es seine ursprünglich bedeutende Position im Ostpazifik zugunsten der Union Zug um Zug zurückzog und mit dem Geschenk von Alaska (für 7,2 Millionen Dollar), ähnlich wie Napoleon, die Stellung der Union – diesmal speziell gegenüber Britisch-Kanada – wesentlich befestigte.

Als gegen Ende des 19. Jahrhunderts die russisch–amerikanische Freundschaft wegen des zunehmenden Engagements der Vereinigten Staaten im Fernen Osten erkaltete, kam einerseits das russisch-französische Bündnis zustande (das sich gegen den Dreibund Deutschland, Österreich, Italien richtete), anderseits befestigte sich die britisch-amerikanische Freundschaft.

Der (zweimalige) Versuch Deutschlands, in dieser Situation die Karte Supermacht «Festung Europa» auszuspielen, die imperialen Westmächte Frankreich und Britannien von der Basis Mitteleuropa aus an den Rand zu drängen und ein Deutsch-Europa aufzubauen, erwies sich als ein letzter Akt alteuropäischer Geschichte und hat im Endeffekt die grossen Kontinentalmächte, die Vereinigten Staaten und Sowjetrussland, voll zum Zuge kommen lassen. Frankreich hingegen hatte sich darauf vorbereitet, eine Führungsposition in der Alten Welt durchzuhalten, indem es bald bei den Russen Deckung suchte, bald bei den Angelsachsen, je nach der Mächtekonstellation in Europa. Auf dieser Basis scheint sich ein Übergang zu vollziehen von der alt-europäischen zur neueuropäischen Geschichte.

Amerika und Russland sind die Mächte, die einem neuen Europa den Sinn seiner politischen Existenz eingehaucht haben. Die politische Selbstbestimmung Europas wird auszugehen haben von der Klärung des Verhältnisses der Alten zur Neuen Welt.

Konfrontation

Der französische Geist hat Amerika von Anbeginn an als «challenge» empfunden. Es begann mit Montaigne. Französische Schriftsteller haben sich das Thema «Amerika» immer wieder vorgenommen, angespornt von der Frage, was sich in Amerika nun eigentlich abspiele und wie das Verhältnis der Alten zur Neuen Welt zu interpretieren sei.

Die «Amerika-Literatur» Frankreichs sticht durch ihren hohen Rang in die Augen. Es gibt auch in England, Deutschland, Italien, Spanien, Russland bemerkenswerte Beiträge und Berichte einzelner Persönlichkeiten über Amerika wie auch eine immer wieder aufgenommene Diskussion zum Thema Amerika. Aber nirgends scheint die Beschäftigung mit Amerika so bewusst als Konfrontation verstanden und zum Anlass kulturkritischer Analyse genommen worden zu sein wie in Frankreich. Man suchte die Orientierung an Amerika, um sich im Spiegel Amerikas selbst besser zu erkennen.

Natürlich hat jede Nation ihr besonderes Verhältnis zu Amerika. Als das Land der Sehnsucht (seit der Auf-

klärung), als ein Asyl der Flüchtlinge, als eine Welt, die «jedem eine Chance» gibt, blieb Amerika die Hoffnung der «Europamüden». Frankreich, das relativ wenig an der Emigration beteiligt gewesen ist, hat als kontinentaleuropäische Vormacht, als Atlantik-Anlieger, das Gefühl einer besonderen Verantwortung gegenüber dem Phänomen Amerika immer gehabt und hat es heute noch.

Ganz anders England. Amerika war zuerst Englisch-Amerika. Die Geschichte des Abfalls der Kolonisten, des schlecht geführten und verlorenen Krieges gegen die rebellischen Kolonien, die Gewährung der Unabhängigkeit, die Jahrzehnte ernsthafter Opposition gegen Amerika, dann wieder herablassender Duldung eines aufkommenden Rivalen, den man schliesslich, in einer freilich vollkommen verwandelten Welt, als reich gewordenen jungen Spross wie einen hochgeschätzten Verwandten wieder in die Familie aufzunehmen gewillt war – das bedeutete im Geistigen die Bewältigung einer Art Familienaffäre mit den Zügen des Generationenproblems. Deutschland hat sein Amerika-Bekenntnis in der Zeit der Klassik eindeutig niedergelegt; es ist zu erwarten, dass, nachdem das politische Schicksal die beiden Staaten hat zu Feinden werden lassen und neuerdings die Bundesrepublik zum «zuverlässigsten Partner» Amerikas geworden ist, nach der Periode einer vielleicht überbetonten Bindung das neue Deutschland einen Standort finden wird, wo es über ein neu gewonnenes Amerikabild zu sich selbst kommen kann.

Das ist es, was der französischen Amerika-Literatur das Gepräge gibt: Das Gespräch mit Amerika ist gleichbedeutend mit der Frage nach der Zukunft Europas. Amerika ist zum Gegenpol Europas geworden: nicht als Feind oder Gegner, sondern als ein «Gegenüber», und es galt bald als eine Art Nachzügler Europas, bald als Avantgardist. So war es schon immer; es ist nicht eine Nation unter Nationen, sondern der «Schmelztiegel» der Völker, die Stätte der Begegnung von Menschen aus allen Kontinenten und den (kläglichen) Resten einer amerikanischen Urbevölkerung.

Frankreich, nicht so direkt beteiligt wie England, nicht so fern wie zuvor Deutschland und Italien – Frankreich hat das Grosswerden Amerikas empfunden als das Kleinwerden Europas. Frankreich hat die Verwandlung der Union zur modernen Industriemacht, das Aufkommen einer Massenzivilisation mit Standardproduktion, «Hollywood», Television, Computer, Atom-, Wasserstoffbomben und Mondfahrt verstanden als den Eintritt der Welt in ein neues technisches Zeitalter. Politisch hat es davon Kenntnis nehmen müssen, dass die Union in Mittel- und Südamerika, in Kanada und im Pazifik die Europäer aus ihren Machtstellungen verdrängt.

In der Gestalt General de Gaulles stellte Frankreich eine Gegenfigur zu Franklin D. Roosevelt und Winston Churchill auf die Bühne. Seltsam schicksalhaft verwickelt mit seines Landes verheerendster Niederlage und politisch-moralischer Erniedrigung wurde der General dank der Unbeugsamkeit seines Willens zum Symbol der Standhaftigkeit und zum Retter und Erneuerer des französischen Staates und des Glaubens der Nation an ihre Sendung.

Sein Werk freilich ist unlösbar verflochten mit jenem Churchills und Roosevelts, die er – um vieles jünger –

überlebte. Er suchte und verstand es in meisterhafter Weise, den Sieg der Westmächte und die Demütigung Deutschlands zum Anlass einer Restauration des von Frankreich geführten Europa zu nehmen. Der oft vehemente Anti-Amerikanismus diente als Zielscheibe für den neu erweckten französischen Nationalismus, der im Zeichen einer neuen Gemeinschaftspolitik mit Deutschland (der Anleitung Winston Churchills in seiner Zürcher Rede vom 19. September 1946 folgend) einen Antipoden haben musste. Da Sowjetrussland aus innenpolitischen Gründen nicht in Frage kam, war Amerika ein geeigneter Anwärter auf die Position eines politischen Gegners.

Wenn wir Frankreichs Haltung zu Amerika im 19. Jahrhundert überdenken, erkennen wir, dass de Gaulles Stellungnahme gegenüber den Vereinigten Staaten kein Novum ist. Zur Zeit der aggressiven Vorstösse der Union nach dem Westen im Zeichen der «Manifest Destiny» erschien Amerika einem Guizot (dem Aussenminister Louis-Philippes) als ein Schreckgespenst, gegen das man Europa mobilisieren müsste. Damals war die Union noch ein Agrar- und Handelsstaat. Jules Cambon, Diplomat und Staatsmann der Dritten Republik, hingegen empfand das ökonomische Übergewicht der Vereinigten Staaten als Industriemacht als so bedrohlich, dass er aufrief zur Bildung einer «Europäischen Liga».

General de Gaulle hat erstaunlicherweise in der Ära «nach dem Untergang des Abendlandes» (Herbert Lüthy) den Mut gehabt, auf diesen Untergang zurückzukommen. Als Amerika seine Neutralitätspolitik nach dem Zweiten Weltkrieg aufgab und sich erstmalig zum Prinzip einer Bündnispolitik bekannte, wurde Frankreich mit Grossbritannien ein Eckpfeiler der Nordatlantik-Allianz. Hinterher bekannte sich de Gaulle – ohne Kündigung des Bündnisses – zu einer selbständigen und unabhängigen Europapolitik und Nuklearrüstung und propagierte die Anlehnung an Sowjetrussland und an das China von Mao. Damit konnte Frankreich tatsächlich die Führung im Werdegang des neuen Europa an sich reissen, und es schien ihm zu gelingen, Grossbritannien aus seiner Sonderbindung an Amerika, ja selbst ans ehemalige Empire zu lösen und zu Kontinental-Europa hinüberzuziehen.

Im Kontext der «One World», in der wir leben, gewinnt die geistige Auseinandersetzung mit dem Phänomen Amerika eine zentrale Bedeutung. Die Annäherung der Kontinente, das Zusammenwachsen der europäischen mit der amerikanischen Gesellschaft und Wirtschaft sind die Ausgangspunkte, von denen jede zukunftsorientierte Politik auszugehen hat.

Wenn Europa sich heute neu bildet, so kann dies eigentlich nur in der Nachfolge Amerikas geschehen. Heute möchten wir die Erben amerikanischer Weltaspirationen sein!

Ein transatlantisches Gespräch

Walter Sommer hat in einer vor einigen Jahren erschienenen bemerkenswerten Studie «Die Weltmacht USA im Urteil der französischen Publizistik 1924–1939» zum ersten Mal das Problem einer Konfrontation Europa-Amerika auf breitester Basis, am Beispiel einer vielseitigen Literatur, mit Spürsinn und Kompetenz analysiert. Unter

den Aspekten: Kriegsschuldenfrage, amerikanischer Imperialismus, Massenzivilisation als Staats-, Kultur- und Gesellschaftsform und besonders eindringlich unter dem Aspekt «Amerikanische Hegemonie und europäische Dekadenz» zeigt er, wie man in Frankreich in der Auseinandersetzung mit dem Phänomen Amerika zu einer Gegenwartsanalyse und zur eigenen Standortsbestimmung zu gelangen suchte. An diesem Gespräch mit Amerika beteiligten sich nicht nur Leute vom Fach – politische Publizisten der Linken und der Rechten (Pierre Bernus, Lucien Romier, Robert Aron usw.), sondern führende Schriftsteller von erstem Rang (Gide, Valéry, Maurois).

An der Spitze steht das Oeuvre von *André Siegfried*, der mit seinem Buch «Les Etats-Unis d'Aujourd'hui» (1927) ein Konzept der Situation vom Nachkriegs-Amerika entwarf. Dank einer umfassenden Bildung und der speziellen Begabung, soziale, wirtschaftliche und politische Faktoren einer geistesgeschichtlichen Thematik einzuordnen, gelang es dem Autor, ein Charakterbild der amerikanischen Kultur vorzulegen, das pointiert und kritisch einen Beitrag zu einem transatlantischen Gespräch darstellte.

Siegfried folgte den Spuren von Alexis de Tocqueville, der beinahe hundert Jahre zuvor die Struktur und die obwaltenden Tendenzen in Staat, Gesellschaft und Gesittung Amerikas zu einem Problem ersten Ranges erhob und zur Diskussion stellte, womit er dem Dialog zwischen Alter und Neuer Welt eine grundsätzliche Bedeutung gab. Niemand begriff das so gut wie die Amerikaner selbst. Die Amerikastudien von Tocqueville und von Siegfried sind seit langem eine Pflichtlektüre an führenden Colleges des Landes geworden, so sehr empfand man ihre Darstellungen auch für Amerika nicht nur als anregend, sondern als massgebend.

Tocqueville sah das Problem Amerika im Lichte der Diskussion um das Prinzip der Gleichheit und der Macht demokratischer Mehrheiten und meinte, dass die Beseitigung eines ständischen Regimes den Hang zu übertriebener Wertschätzung materiellen Wohlstandes fördere und einem allgemeinen Konformismus Vorschub leiste. Als Riesmanns «The Lonely Crowd» zum Weltbestseller wurde, wies Golo Mann darauf hin, wie sehr Tocquevilles «De la Démocratie en Amérique» dazu eine Vorstufe bildete.

Siegfried setzte über den ersten Teil seines Buches («Das Amerika von heute») den Titel: Die ethnische und religiöse Krise des amerikanischen Volkes. Die Nachkriegszeit der zwanziger Jahre brachte ja in der Tat auch literarisch mit dem Siegeszug von Werken eines H. L. Mencken und Theodore Dreiser (beides Abkömmlinge deutscher Eltern) und der sozialen Fundamentalkritik des Norwegerabkömmlings Thorstein Veblen («The Theory of the Leisure Class»), mit der Emigration der Lost Generation nach Paris, mit der turbulenten und hochgespielten Kampagne gegen den Verfassungsartikel über die Prohibition eine Abrechnung mit der eigenen puritanischen Vergangenheit, die auch eine Öffnung Amerikas auf «Europa» hin bedeutete, wie es sie bis dahin nie gegeben hatte und die selbstverständlich mit Amerikas Eingriff in den Ersten Weltkrieg in engem Zusammenhang stand.

Die Selbstkritik Amerikas in der Auflehnung gegen das Zeitalter der

Robber Barons, «Muckraker» (Mistkratzer)-Literatur als Manifestation des Progressivismus und schliesslich der New Deal, mündeten aus in eine sozialpolitische Annäherung an Europa. Henry James, der Engländer gewordene grosse Dichter, hatte der Begegnung im Roman den Weg geebnet.

Während bis 1933 die französische Publizistik nach dem Vorbild André Siegfrieds und in der Tradition eines Tocqueville den Europäismus im Zeichen einer individualistischen Elitekultur und eines abendländischen Humanismus gegen die amerikanische Massenzivilisation abhebt und «die Möglichkeiten europäischer Selbstbehauptung in einer dem Amerikanismus anheimfallenden Welt» (Sommer) prüft, warfen mit der Bedrohung Europas durch den Nationalsozialismus Linke und Rechte das Steuer herum und begannen seit 1933 um Amerikas Sympathien zu werben und amerikanische Hilfe zu ersehnen für den Fall einer kriegerischen Verwicklung.

In der Kriegs- und Nachkriegszeit des Zweiten Weltkrieges bleibt das Gefühl der Verbundenheit mit Amerika wie in den gefahrvollen dreissiger Jahren wach; seit 1958 kehrte man freilich unter de Gaulle zu jener gleichen kritischen Haltung zurück, die in den zwanziger Jahren vorgeherrscht hatte.

Die Gegenwart

Nun ist aber die gesamte politische Konstellation ganz anders geworden. Der «Untergang des Abendlandes» ist besiegelt; das alte Europa ist nicht mehr. Frankreich versucht zwar im Ringen um ein neues Europa durch ein Programm der «pénétration pacifique» und einer «présence culturelle» mit der «radiance française» wenigstens etwas vom Image der Grande Nation zu retten (vgl. den Beitrag von *Olivier Reverdin*, «Le français, la francophonie etc.», Schweizer Monatshefte, Januar 1970, 49. Jahrgang, Heft 10).

De Gaulle hatte mit seinem Veto gegen den britischen Eintritt in die EWG das amerikanische trojanische Pferd (nämlich Grossbritannien) von Europa fernhalten wollen und damit den angelsächsischen Einfluss auf das Neue Europa zu beseitigen versucht. Aber jetzt schwingt doch wieder jene anglophile Richtung obenauf, der die Entente Cordiale entsprang, die Frankreich im Ersten Weltkrieg rettete und der Clémenceau seinen Segen gab.

Zur Zeit des Zweiten Weltkriegs kam es seitens einiger sehr bedeutender Geister zu einer französischen Emigration in die Vereinigten Staaten *(Maurois, Maritain*, aus der Schweiz *de Rougemont)*, während die amerikanische Romanliteratur (*Hemingway* u. a.) sich geradezu Frankreich eroberte. Im Kreise jener radikalen französischen Linken, die sich jetzt um *Servan-Schreiber* gruppiert oder an ihm sich orientiert, gibt es eine Amerikaliteratur, die schon immer bereit war, von Amerika zu lernen. Sie geht aus von der Vorstellung, Amerika repräsentiere das Modell der kommenden Welt. Mit diesem Image hatte Georges Duhamel («Scènes de la vie future») aus geradezu empörtem Herzen abgerechnet in totaler Abwehr gegen die mechanistische Verrohung der Kultur. Im Gegensatz dazu hatte nach dem Krieg der französische Geistliche, der Dominikaner *Bruckberger*, in seinem 1958 erschienenen Buch «La République américaine» (deutsch: «Europa folgt Amerika») die Duhamel total

widersprechende Ansicht vertreten, dass Amerika das Land der wahren und einer echten Revolution sei, das den Strukturumbau vollziehe vom Stadium eines antiquierten kapitalistischen Regimes zur post-modernen Ära einer umstruktuierten Gesellschaft mit neugestalteten Lebensformen und einer neuen Beziehung von Mensch zu Mensch und von Mensch und Maschine.

Wenn *Jean-François Revel* in seinem Buch «Ni Marx ni Jésus» im Titel bekannt gibt: «La nouvelle révolution mondiale est commencée aux Etats-Unis», so folgt er Bruckberger, und wenn er mit der dogmatisierten marxistischen Linken abrechnet, so stimmt er weitgehend mit Servan-Schreiber (dem er nahesteht) überein, der uns dahin belehrt hat, Europa könne nur gerettet werden, wenn es versuche, Amerika mit den Waffen Amerikas, das heisst mit einem von Amerika geborgten Instrumentarium zu schlagen.

Die Zulassung Grossbritanniens zum Gemeinsamen Markt bedeutet eine Öffnung zu Grossbritannien hin, das durch seinen Ministerpräsidenten hatte verlauten lassen, dass es die Absetzung von Amerika billige, was aber nicht Trennung zu bedeuten habe. Das britisch-amerikanische «Special Relationship» dürfte damit in seiner politischen Bedeutung eine deutliche Abwertung erfahren haben. Das Europa der Dritten Kraft erhält festere Umrisse. Aber kann sich Europa die Preisgabe der Atlantischen Gemeinschaft, der Atlantic Idea leisten? Kann es Amerika?

Wenn Revel in seinem Buch den Gaullismus angreift, tut er es unter Hinweis auf die Beschränkung der bürgerlichen Freiheiten, und wenn er die Marxisten bekämpft, erklärt er ihr Revolutionsmodell als in jeder Beziehung bankrott.

In Europa bleibe die politische Diskussion bei der Debatte stecken, ob man eine marxistische oder nichtmarxistische Revolution durchführen wolle, und Marcuse lasse einen entfremdeten Arbeiter aufleben, den es gar nicht mehr gebe, nur damit die neue Revolution zum Zuge komme. Die wichtigste Aussage Revels ist sein Bekenntnis, dass man von der politischen Freiheit zu einer sozialen Wirtschaft, nicht aber von einer sozialisierten Wirtschaft zur politischen Freiheit gelangen könne.

Revels Buch ist ein Lehrgang über die Revolution in unserer Zeit. Als Ziel schwebt ihm die Verwandlung einer «culture directive» in eine «culture productive» vor. Einen möglichen Ansatz dazu findet Revel bei der «amerikanischen Linken». Er behauptet nicht, dass hier mehr als ein Ansatz vorhanden sei; er prophezeit kein Gelingen, er erhofft ein solches nur. Er glaubt, dass in der aufrüttelnden Selbstkritik, in der grundsätzlichen Infragestellung der Richtlinien des herrschenden Regimes, die die amerikanische Jugend und die Intellektuellen vollziehen, eine Fortentwicklung zu etwas Neuem – eine echte Revolution – vonstatten geht, die sich der modernen Massenkommunikationsmittel bedient. L'information c'est la crise, und die Massenmedia sind die Revolution. Hier folgt Revel McLuhan.

Die Amerikaner liefern die echte Revolution, weil ihre Revolution nicht Imitation ist, weil sie sich nicht auf Vorbilder beruft, weil man wirklich die Zukunft debattiert. In Amerika hat eine Mehrheit zu Senator Goldwater Nein gesagt, heute beginnt in Amerika – der stärksten Weltmacht – eine Mehrheit dem eigenen Imperialismus abzuschwö-

ren. In der amerikanischen revolutionären Bewegung sieht Revel eine anarchistische Komponente, aber auch eine gemeinschaftsfreudige Komponente, was ihn hoffen lässt, dass wir mit der Geburt einer neuen sozialen Gesinnung und einer dieser angepassten Verwendung unserer technischen Möglichkeiten dem Kreislauf einer pathologischen Aggressivität endlich entgehen hönnten.

Gewiss ist Revels Buch eine Abrechnung mit dem landläufigen Anti-Amerikanismus, dass Amerika unkultiviert, uniform und faschismusorientiert sei. Revel schleudert seine Blitze gegen die in ihrem Dogmatismus erstarrte Linke, die noch glauben wolle, dass Sowjetrussland uns Vorbild sein oder aus der Dritten Welt die Revolution zu uns kommen könnte.

Amerika erscheint ihm als das Modell der post-modernen Ära, mit einer Arbeiterklasse, die konservativ ist, mit einer wirtschaftlichen Führung, die auf Neuerungen und Reformen aus ist, mit einer Bundesregierung, die ihre Bereitschaft gezeigt hat, gegen lokalen Rassismus von Bundes wegen für die Rechte der Neger einzutreten.

Die kommende Revolution ist nicht mehr ein Problem des Machtwechsels, geschieht nicht mehr durch einen Staatsstreich, sondern ist ein Prozess der Verwandlung (politisch, sozial, wissenschaftlich-technologisch, ethisch-kulturell und «rassistisch»), der nur da zum Erfolg kommen kann, wo es noch einen Spielraum der Freiheit gibt, wo ein liberaler Pluralismus noch Platz hat.

Tocqueville war ausgezogen, um – wie er sagte – unsere Zukunft in Amerika auszukundschaften und die Botschaft nach Europa zurückzubringen. Amerika galt ihm als Laboratorium, wo das Experiment «moderne Demokratie» vorgeführt wurde. Auch Revel hat Amerika ausgekundschaftet im Blick auf die Zukunft. Amerika ist heute das Laboratorium der industriellen Gesellschaft. Ist sein Buch überholt, nachdem selbst der englische Premier sich von Amerika «absetzt»? Das wäre keineswegs Revels Meinung, denn sein Buch ist gedacht als ein Wegweiser für Europäer, die an eine europäische Zukunft glauben, die nichts anderes sein kann als eine «Revolution».

Max Silberschmidt

[1] Siehe Henry Blumenthal: France and the United States, 1789–1914, University of North Carolina Press, Chapel Hill N.C., 1970. – [2] Deutsch bei Hoffmann und Campe, 1971; französische Originalausgabe: Ni Marx ni Jésus, Editions Robert Laffont, Paris 1970.

DIE BRIEFE DES JOSEPH ROTH

Die Herausgabe privater Briefe, sofern es sich beim Briefschreiber um einen berühmten Schriftsteller handelt, ist nahezu selbstverständlich geworden. Die Briefliteratur ist ins Ungeheure gewachsen. Ab und zu kommt es vor, dass einem auf einmal bewusst wird, wie gross der Schritt aus dem literarischen Werk eines Autors in seine private Existenz ist, welche neuen Dimensionen

sich da eröffnen. Was wusste man eigentlich von Joseph Roth? Er ist der Verfasser der Romane «Hiob», «Radetzkymarsch» und «Die Kapuzinergruft.» Es gibt von ihm brillante kurze Prosastücke, Feuilletons, wie man zu seiner Zeit noch gesagt hat, Reportagen und Berichte. Der Autor dieser Werke erscheint als ein liebenswürdiger Konservativer, ein Mann mit elegischen Neigungen und kritischem Verstand. In einem seiner Briefe an Benno Reifenberg, dem Redaktor der «Frankfurter Zeitung», bezeichnet er sich selbst als einen Rationalisten mit Religion, einen «Katholiken mit jüdischem Gehirn», und das entspricht recht genau dem Eindruck, den man vom Schriftsteller Joseph Roth gewinnt, wenn man seine Romane liest.

Nun war ja auch bekannt, dass Roth journalistisch tätig war und dass er 1939 in der Emigration in Paris starb. Seine «Legende vom heiligen Trinker» ist die Verklärung eines Leidens, das seinen Organismus ruinierte. Er war selber ein schwerer Alkoholiker. Aber der umfangreiche Briefband, den *Hermann Kesten* im vergangenen Jahr herausgegeben hat, erweitert die Dimensionen dieses Bildes beträchtlich[1]. Anders gesagt: es beginnt sich zu wandeln, es schillert, es entzieht sich ständig dem Versuch, es endgültig zu erfassen. Das mag damit zusammenhängen, dass sich der Briefschreiber Roth auf seine Partner einstellt, sich einmal so und einmal anders gibt, weil er höflich sein will oder besondere Absichten verfolgt. Dabei geht er so weit, dass er grundsätzliche politische Überzeugungen wie Mäntel zu wechseln scheint. Dergleichen ist befremdlich, es nimmt nicht zum vornherein für den stets in Geldnot lebenden, heimatlosen Emigranten ein. Aber je mehr man sich in die Briefe vertieft, desto stärker ist die Faszination, die von dem inkonsequenten Plauderer, Anekdotenerzähler, Bittsteller, Kritiker und Künstler ausgeht. In seinen Briefen wird nicht nur ein blitzgescheiter, unendlich wendiger, einfallsreicher und wortgewandter, naiver und listenreicher Mensch wieder lebendig, eine ganze Epoche wird es, eine traurige und katastrophale Epoche.

Gross ist die Zahl der Adressaten. Das Namenregister umfasst zwölf zweispaltig bedruckte Seiten. Joseph Roths Bekanntenkreis reichte von den Redaktoren der «Frankfurter Zeitung» bis zu dem grossen Kreis derer, die sein Emigrantenschicksal teilten. Unter ihnen ist Stefan Zweig einer der wichtigsten. Ihm sind zahlreiche Briefe von Roth zugegangen, die meisten immer auch darum, weil Zweig den darbenden Kollegen durch finanzielle Zuschüsse unterstützte. Er tat es, weil er den Künstler in Roth bewunderte, aber er tat es in kleinen Dosen, weil er den Trinker nicht in die Lage versetzen wollte, sich noch gründlicher zu ruinieren. Es kommen unter den Adressaten der Briefe Roths auch Schweizer vor, so der Journalist und Schriftsteller Carl Seelig und Friedrich Traugott Gubler, der von 1930 bis 1933 als Nachfolger von Reifenberg Feuilletonredaktor der «Frankfurter Zeitung» war und sich nachher als Anwalt in Winterthur etablierte.

Und die Gegenstände, über die in den Briefen gesprochen wird? Joseph Roth, ein leidenschaftlich mitlebender Zeitgenosse, war ein grosser Subjektivist. Er urteilt temperamentvoll und scharfzüngig über Kollegen, über literarische Werke, er kritisiert die bürgerliche Oberschicht und die Sozialisten, er ist ein empfindlicher Seismograph,

dessen Auschläge meist über das genaue Mass hinausgehen. Viele Briefe gelten dem journalistischen Berufsalltag, sind Absprachen mit der Redaktion in Frankfurt, Bitten um Vorschuss, Besprechung geplanter Reportagen. Aber auch da nichts von trockener Sachlichkeit. Indiskretionen, Rankünen, Antipathien, wie die Friedrich Sieburg gegenüber, machen sich Luft. Oder dann tönt es heiter beschwingt: «Lieber Herr Reifenberg, hoffentlich sind Sie schon mit ‹Kind und Kegel› – schönes galantes deutsches Wort – in Urlaub. Ich durchrase Frankreich, fahrender Schreiber, echter Minnesänger. Hoffentlich erscheint mein Roman nicht, bevor sie zurück sind ...» Das ist im August 1927 geschrieben, zur Zeit seiner Reiseberichte aus ganz Europa. Schon verdüstert sich der Horizont, und Roth, in eine schwere Krise seiner Ehe verstrickt – seine Frau war psychisch schwer erkrankt –, ahnt die herannahende Katastrophe. Die «Frankfurter Zeitung» bereitet zu Goethes hundertstem Todestag eine Ausgabe vor, an der er sich beteiligen soll. Er hat Bedenken: «Ich kann aber», so schreibt er an Gubler, «nur Dieses etwa schreiben: Wie ich jung war und jeden Tag am Goethedenkmal beim Volksgarten in Wien vorbeigegangen bin und wie die Tauben auf seinen Kopf geschissen haben und wie ich erstarrt war in Ehrfurcht und den Hut gezogen habe, so, für mich.» Joseph Roth war es unmöglich, über Goethe zu sprechen, während Terror und Austreibung begannen.

Der Historiker, der Quellen braucht und auf Fakten aus ist, wird in den weit über vierhundert Briefen der Sammlung kaum ein Dokument finden, das im strengen Sinne hieb- und stichfest wäre. Der Fabulierer Roth spricht auch da, wo er sich sachlich gibt. Zwischen Fakten und Fiktion lässt sich kaum eine klare Grenzlinie ausmachen. Aber die gespenstische Stimmung jener Jahre, die Unwirklichkeit des Daseins all der Heimatlosen und Vertriebenen, von denen Joseph Roth einer der ärmsten war, bedrängt den Leser in jedem Satz. Er hatte schon vor der Verfolgung der Juden keinen Boden mehr unter den Füssen; er lebte in Hotelzimmern und schrieb im Café. Seine Heimat war Europa, vielleicht mehr noch die deutsche Sprache. Beides zerfiel. In seinen Werken und in seinen Briefen ist eine Geistigkeit, eine Genauigkeit und eine Kultur, deren innerste Wahrheit mehr und mehr im luftleeren Raum, im Chaos, in der barbarischen Umwelt verloren war. Ihm blieben das Gelächter und der Schnaps. Er war ein Poet über dem Abgrund. «Gegen meine Traurigkeit», schrieb er 1930 an seine Schwiegermutter, «ist, glaube ich, nichts zu machen.» – Eine etwas gründlichere, sorgfältigere Edition (Anmerkungen!) wäre diesem «document humaine» allerdings zu wünschen gewesen.

Anton Krättli

[1] Joseph Roth, Briefe 1911–1939, Herausgegeben und eingeleitet von Hermann Kesten, Verlag Kiepenheuer und Witsch, Köln, Berlin 1970.

PUBLIKATIONEN UM GOETHE

Von seiner Gründung im Jahre 1791 bis zu den Aufregungen um den «Hund des Aubry» 1817 hat Goethe das Weimarer Hoftheater geleitet, nicht nur von oben herein als Intendant, sondern in der täglichen Kleinarbeit als Oberspielleiter und Chefdramaturg. Was in diesem Vierteljahrhundert geschah, war «eine wirkliche Geschichte. Das Geschehen bestand in der Ausbildung eines besonderen Stils, und zwar nicht eines trockenen Schemas, einer dogmatisch angewandten Manier, sondern einer lebendigen Gestaltungsweise auf Grund idealistischer Einstellung.»

So der Theaterhistoriker *Willi Flemming*, der in den Hauptkapiteln seines Werkes «*Goethe und das Theater seiner Zeit*» dieses Geschehen eindrucksvoll schildert, von der Schulung und Erziehung der Schauspieler, ihrem Zusammenschluss zum Ensemble, ihrer künstlerischen und sozialen Wandlung vom fahrenden Komödianten zum Hofschauspieler bis hin zum Aufbau eines Repertoires, der klugen Preispolitik, die ein Stammpublikum gewinnt, und den weiteren Massnahmen, die das Unternehmen wirtschaftlich festigen und zugleich sein Ansehen heben, wie das Sommertheater in Bad Lauchstädt und die Gastspielreisen[1]. Wegweisendes Ziel der vielfältigen Bemühungen bleibt stets, ein klassisch-humanistisches Bildungstheater zu verwirklichen. Wir haben genug Äusserungen Unbefangener, welche die starke Strahlungskraft dieser Bühne in ihrer besten Zeit bezeugen. Unsere heutige Skepsis gegenüber dem «Weimarer Stil» hat mancherlei Ursachen. Untergründig mag zum Teil noch immer das böse anonyme Pamphlet «Saat von Göthe gesäet» nachwirken, der Racheakt eines wegen Unbrauchbarkeit Entlassenen, dessen Verleumdungen in der Theaterkomödie in Hauptmanns «Ratten» noch einmal fröhliche Urständ feierten. Den Ansatzpunkt der Kritik bilden so oder so die «Regeln für Schauspieler», die Eckermann nach Goetheschen Notizen und mit dessen Billigung ausgearbeitet hat. Es ist ein Verdienst Flemmings, dass er den Sinn dieser Vorschriften, auch wo sie den Spott herausfordern können, begreiflich zu machen versteht. Das Weimarer Theater weist, ganz modern, immer wieder Züge eines Experimentiertheaters auf. So lässt Goethe verschiedentlich zeitgenössische Stücke in Masken spielen. In diesem Zusammenhang müssen auch die «Regeln» gesehen werden, wenn man ihre Funktion verstehen will. Interessant übrigens, dass Goethe, wie dann Stanislawski, dem Schauspieler empfiehlt, seine Gestik vor dem Spiegel zu kontrollieren. In einer Fülle von Einzelheiten macht Flemming das alles lebendig, soweit Vergangenes wieder lebendig werden kann. Schade, dass daneben die erste Hälfte der Darstellung, die Goethes Weg zum Theater zeichnet, recht verstaubt wirkt, schon sprachlich. Sie ist in einem so hilflosen Geschäftsdeutsch geschrieben, dass der Leser vermuten muss, ein Dritter habe, zum Beispiel nach Vorlesungsnotizen, den Text zusammengestoppelt. Flemming war bei Erscheinen seines Buches achtzig Jahre alt. Hängt damit auch zusammen, dass so viele Namen und

Titel entstellt erscheinen? Krassester Fall: aus der Johanna wird ein Johannes Schopenhauer! Ein angesehener Verlag hätte sich eine so schludrige Ausfertigung nicht leisten dürfen.

Mit der Kunstauffassung, die zuletzt auch hinter dieser Theatertätigkeit steht, beschäftigt sich *Hugo Perls* in einem gedrängten, die entscheidenden Gedanken aufgrund vortrefflich gewählter Zitate klar herausarbeitenden Essay über «*Goethes Ästhetik*»[2]. Er gibt den Titel für eine Aufsatzsammlung ab, die sich im weiteren namentlich mit Platon befasst. Die dem bibliographischen Nachweis dienende Vorbemerkung lässt hinter den Angaben und Daten bewegend die Stationen eines Emigrantenschicksals von heute ahnen.

Zu den gewichtigsten Goethepublikationen der jüngsten Zeit gehören die Bände, welche zwei vor längerer Zeit eingeleitete, auf weite Sicht geplante Quellenausgaben weiterführen. Vieles andere wäre zur Not entbehrlich; sie nicht, weil sie das Goethebild entscheidend erweitern.

Da sind einmal die Fortsetzungsbände des «*Corpus der Goethezeichnungen*», die *Gerhard Femmel* mit der gewohnten Kompetenz und Sorgfalt betreut hat[3]. Kein Lobeswort greift zu hoch, um dieses Werk zu kennzeichnen. Band IV B enthält die «Nachitalienischen Zeichnungen 1788 bis 1829» ohne die Landschaften, die der Halbband A gebracht hat, Band VI A die «Zeichnungen aus den Beständen des Goethe- und Schiller-Archivs der Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar». Hier mussten in langwieriger Arbeit riesige handschriftliche Bestände gesichtet werden, um den zeichnerischen Nachlass zu erfassen. Die meisten Stücke beider Bände – insgesamt fast 600 – entstammen dem gleichen Zeitraum. Auch die Gegenstände stimmen weithin überein: Antikenstudien, Figurales, Porträt, Architektur, packende Entwürfe für Bühnenbilder und dramatische Szenen – im ganzen eine imponierende Übersicht über die Vielfalt von Goethes zeichnerischem Schaffen. Immer häufiger tritt in diesen späten Blättern die ästhetische Hauptabsicht zurück, und die Zeichnung steht im Dienst der kunsttheoretischen Studien oder wird Veranschaulichungshilfe für naturwissenschaftliche Gedanken. Die Bände füllen das «Vakuum an Zeichnungen in den unmittelbar nachitalienischen Jahren mit zahlreichen Erstveröffentlichungen weiter auf» und korrigieren die bisherige Meinung, als sei Goethes Zeichenlust nach 1810 versiegt. Wie bisher bildet ein mustergültiger «catalogue raisonné», der über das Unerlässliche hinaus viel Material vermittelt, jeweils den Kern. Ein praktisch lückenloser Reproduktionsteil schliesst sich an.

Um einen im einzelnen und konkreten wohl noch weniger bekannten Bereich seiner Tätigkeit geht es bei «*Goethes amtlichen Schriften*». Es war eine eigentliche Sensation, als 1950 der Direktor des Staatsarchivs Weimar, Willy Flach, den ersten Teil der Schriften zu «Goethes Tätigkeit im Geheimen Conseil», der obersten Behörde des Landes, herausbrachte. Flach starb bald darauf in der Bundesrepublik. Für die Fortsetzung ergaben sich offenbar Schwierigkeiten, die in erster Linie damit zusammenhingen, dass Flachs «Konzeption nicht ausreichte, Goethes Mitarbeit in ihrem vollen Umfang zu erschliessen». Der Dichter gehörte nach seiner Rückkehr aus Italien dem Con-

seil weiter an, doch nahm er, vom Detail entlastet, im allgemeinen nicht mehr an den Sitzungen teil. So hat sich sein Wirken auch nicht in den Akten der Geheimen Kanzlei niedergeschlagen, auf die sich Flach ausschliesslich stützte; es wird nur in der im Zusammenhang mit seiner Amtsstellung geführten Korrespondenz sichtbar, in der auf eigentümliche Weise Amtliches und echt Privates ineinandergehen. In einer ausführlichen, ungemein aufschlussreichen und viele neue Lichter aufstekkenden Einleitung stellt *Helma Dahl*, die Bearbeiterin des zweiten Bandes «*Die Schriften der Jahre 1788–1819*», diese Besonderheiten klar und begründet überzeugend die von der Praxis ihres Vorgängers abweichende Aufnahme solcher amtlicher Privatschreiben, die keineswegs Privatbriefe im modernen Sinn darstellen, sondern inneramtliche Verlautbarungen oder nach aussen gehende «offizielle Privatschreiben», jedenfalls amtliche Vorgänge, die oft die Akten erst erhellen[4]. Der uns vorliegende Doppelband bietet die Texte Goethes nicht isoliert dar, sondern im Zusammenhang, in dem sie entstanden sind. Leider haben wir den Erläuterungsband noch nicht einsehen können, der vieles erst verständlich machen wird. Die Dokumente sind nach den Grundsätzen einer bis ins letzte durchdachten Editionskunst wiedergegeben.

Zum Schluss sei noch kurz auf zwei Hilfsmittel der Forschung hingewiesen. Mit der erstaunlichen Energie, mit der sie den von Hans Pyritz hinterlassenen Torso zum Abschluss brachten, haben *Heinz Nicolai* und *Gerhard Burkhardt* unter Mitarbeit von *Klaus Schröter* und *Helmut Riege* die «*Goethe-Bibliographie*» für die Jahre 1955 bis 1964 weiter geführt[5]. Der Stoff ist in genauer Übereinstimmung mit dem ersten Band gegliedert. Damit und mit Hilfe des Autorenregisters wird das hochverdienstliche Werk leicht benutzbar. Das Vorwort deutet an, dass analoge Fortsetzungsbände für die Zukunft vorgesehen sind.

Konrad Kratzsch hat es auf sich genommen, ein «*Register der Goethe-Jahrbücher 1880–1968*» auszuarbeiten[6]. Dem nach Verfassern geordneten Gesamtinhaltsverzeichnis sind eine Aufstellung aller in den Bänden enthaltenen Quellenpublikationen und ein Sachregister beigegeben. Aus begreiflichen Gründen beschränkt sich der Nachweis auf die in den Titeln erscheinenden Namen, Orte und Sachen. Auch so wird dieses Inventar die langen Reihen der Jahrbücher für den Suchenden aufschliessen und manches fast Verschollene in den Tag zurückholen. Der Bearbeiter hat sich grossen Dank verdient. Er selber möchte die Arbeit zugleich «als Dank der Wissenschaft an Generationen von ehrlich bemühten Goetheforschern und Literaturwissenschaftlern» verstanden wissen.

Fritz Rittmeyer

[1] W. Kohlhammer, Stuttgart 1968. – [2] Francke, Bern 1969. – [3] VEB E. A. Seemann, Leipzig 1968 bzw. 1970. – [4] Veröffentlichung des Staatsarchivs Weimar, Böhlau, Weimar/1. Halbband 1968, 2. Halbband 1970. – [5] Band II, Winter, Heidelberg 1968. – [6] Schriften der Goethe-Gesellschaft 59, Böhlau, Weimar 1970.

DICHTERKRÖNUNG AUF DEM EIGER

Sommer für Sommer lassen sich unzählige Touristen aus aller Welt von der Jungfraubahn zum Jungfraujoch hinaufbefördern. Auch «unten» auf der Kleinen Scheidegg wimmelt es von Sommerfrischlern. Viele wandern vielleicht ein Stück dem Eigergletscher zu. Nur wenige werden es indessen als sinnvoll erachten, sich von Lauterbrunnen aus auf eine Bergwanderung über die Wengernalp zur Kleinen Scheidegg zu begeben. Wer es dennoch unternimmt, ist eines völkerverbindenden Lächelns des Mitleids sicher.

Der Landstrich muss schon vor mindestens zweihundert Jahren das Reiseziel eines internationalen Publikums gewesen sein, das sich's leisten konnte. *Johann Wolfgang von Goethe* hat bei solcher Gelegenheit das Phänomen des Staubbacher Wasserfalls bestaunt. Weniger bekannt ist, dass der dänisch-deutsche Dichterphilosoph *Jens Baggesen* (1764–1826), der 1789 *Sophie von Haller*, mütterlicherseits (!) eine Enkelin des berühmten *Albrecht von Haller*, als Gattin heimführte und dessen erster Sohn *Carl Albrecht* (1793–1873) später Münsterpfarrer in Bern war[1], in seinem deutschen Hexameterepos *Parthenais oder die Alpenreise* einer Bergtour von Lauterbrunnen über die Wengernalp zur Kleinen Scheidegg folgt. Besungen wird die jungfräuliche Reinheit dreier Berner Schwestern wie auch die Standhaftigkeit eines nordländischen Begleiters gegenüber den dunklen Verführermächten des Abgrunds. Der Anblick der schneebedeckten Gipfel des Jungfraumassivs ist den Wandernden zugleich Symbol und Ermahnung, Widerschein einer himmlischen Urania.

Das Epos, 1803 erstmals erschienen, wurde sogleich zu einem Bestseller mit zahllosen Auflagen und Raubdrucken wie auch Umarbeitungen sowie einer Prosaübertragung ins Französische durch den französischen Historiker und Philologen *Claude Fauriel* (1772–1884). Das Interesse an jenem Epos scheint in diesen Tagen neu aufzuleben. Der dänische Gelehrte und Sprachkünstler *Flemming Dahl*, der 1965 eine dänische Nachdichtung bereits des gesamten Epos vorgelegt hat, präsentiert nun zusammen mit seinem Landsmann *Bent W. Dahlström* als ‹Neujahrsgabe zum Jahreswechsel 1970/71› in einer Auflage von 375 Exemplaren eine Schrift[2], die unter anderem *Flemming Dahls* Übersetzungen von Passagen der *Parthenais* ins Dänische nach abweichenden Lesarten in den Originalfassungen enthält.

Es handelt sich um Textproben nach der (ersten) Ausgabe von 1803 und nach der zweiten Ausgabe (Amsterdam, 1807). Vor uns haben wir eine fiktive Erklimmung des Eiger (dessen Gipfel in Wirklichkeit erst über fünfzig Jahre nach des Dichters Tod bezwungen worden ist) mit anschliessender himmlischer Dichterweihe an «Phoibos Apollons heiligem Quell» dort oben. Der Eigerersteigung durch den nordländischen Führer geht eine rührende Abschiedsszene mit der jüngsten der drei Berner Schwestern voraus, gegenseitiges Bangen aus innerer Zuneigung.

Dass wir es bei *Jens Baggesen* mit einer Persönlichkeit von europäischem Rang zu tun haben, steht ausser Zweifel. In der vorliegenden Neujahrsschrift wird nun noch dargetan, wie der Dich-

ter anhand der Amsterdamer *Parthenais*- Ausgabe von 1807 die Sympathien in den Pariser Salons gewann. *Baggesen*, der seit 1800 seinen Wohnsitz in einem Vorort von Paris hatte, wurde unter anderem in den Musenhof der Markgräfin *Sophie de Condorcet* in Meulan *(le centre de l'Europe éclairée)* aufgenommen. Dort traf er auch mit dem genannten *Claude Fauriel* zusammen, dessen Übersetzung *La Parthénéide* dann bereits 1810 vorlag. Die *Parthenais* ins Italienische zu übersetzen, wurde ebenfalls ins Auge gefasst, und zwar durch den noch jungen italienischen Dichter *Alessandro Manzoni* (1785–1873). Hieraus, wie auch aus einer geplanten Übersetzung ins Niederländische durch *Willem Bilderdijk*, sollte jedoch nie etwas werden.

Baggesens Parthenais zeichnet sich durch reiche Naturschilderungen der Schweizer Alpenwelt aus. In diesem Sinne zitiert auch der Schweizer Dichter und Professor *Johann Rudolf Wyss der Jüngere* in seiner *Reise in das Berner Oberland* (Bern 1816/17) von Mal zu Mal die Verse *Baggesens*. Umgekehrt hat nun *Flemming Dahl* die Vignette auf dem Umschlag seiner ‹Neujahrsgabe› *Wyss' Hand-Atlas für Reisende in das Berner Oberland* entnommen. Auch ein grosser Teil der Bildreproduktionen haben die Natur und das Leben in der Schweiz vor knapp über hundertfünfzig Jahren zum Gegenstand: drei Kupferstiche durch *Cockburn* («Swiss Scenery») von Bern, Thun und Lauterbrunnen: eine farbige Reproduktion eines Gemäldes vom Tal bei Lauterbrunnen durch *J. C. Dahl* (im Besitz von *Flemming Dahl)*; eine farbige Reproduktion eines Bauernmädchens vom Kanton Bern durch *C. Lory*. Zwei Medaillons von *Jens* und *Sophie Baggesen*, geb. *von Haller*, sind in *der* Anordnung nebeneinander abgebildet, dass die Blicke der anmutigen Berner Tochter und des nordländischen Suchers nach «dem Schönen, dem Guten und dem Wahren» einander zugewandt sind. Eine derartige Zuordnung liegt in der Natur der Sache. Und dennoch könnte der federführende Herausgeber der Schrift, *Flemming Dahl*, selbst Nordländer wie auch poetisch-engagierter Bewunderer der Schönheiten des Berner Oberlands, auch noch etwas mehr damit sagen wollen.

Horst Nägele

[1] S. Albrecht Rytz, Ein Lebens- und Zeitbild aus der bernischen Kirche: Carl Albrecht Reinhold Baggesen, Pfarrer am Münster zu Bern, mit einem Vorwort von H. Gelzer, Basel 1884. – [2] Jens Baggesen, Parthenais eller Alperejsen. Gendigted og tolket af Flemming Dahl. Et mindeskrift i anledning af tohundredåret for digterens födsel den 15. februar 1764. Med samtidige kort og kobberstik, Köbenhavn 1965. – [3] Flemming Dahl, Den Guddommelige Jomfru. Baggeseniana, Köbenhavn, Nytår 1970/71.

HINWEISE

Krieg und Frieden

«Was heisst Friedensforschung?» – diese Frage beantworten in einem ebenso betitelten Büchlein *Georg Picht* und *Wolfgang Huber* (Klett, Stuttgart, und Kösel, München). Es enthält auf knappstem Raum die wichtigsten Angaben über Motive, Herkunft, Grundbegriffe und Modelle der Friedensforschung. Die Schrift ist mit besonderem Augenmerk auf die Lage der Friedensforschung in Deutschland und in Hinblick auf den Beitrag der Evangelischen Studiengemeinschaft verfasst worden, darf aber allgemeine Bedeutung beanspruchen.

*

Seit der deutsche Bundespräsident 1970 sich öffentlich zur Förderung der Friedensforschung bekannt hat, stürzen sich die deutschen Verleger mit wachsendem Eifer auf das Geschäft mit dieser neuen Disziplin. Nicht immer wird dabei Neues auf Papier gedruckt; dieser Vorbehalt gilt beispielsweise für den 1. Band des «*Jahrbuchs für Friedens- und Konfliktforschung*» (Bertelsmann-Universitätsverlag, Düsseldorf), der dem Thema «Bedrohungsvorstellungen» gewidmet ist. Gewiss werden ausschliesslich unveröffentlichte Beiträge publiziert, aber was etwa Senghaas oder Schnippenkoetter sagen, hat man schon viele Male lesen können. Fast scheint es, dass sich die Diskussion um Friedensforschung in programmatischem und ideologisch-hypothetischem Leerlauf zu erschöpfen droht – auf Kosten der nur allzu dringend benötigten seriösen empirischen Forschung auf diesem Gebiet.

*

Das von der Katholischen Akademie Bayern herausgegebene Bändchen «*Ist Friede machbar?*» (Kösel Verlag, München) vermag zwar die im Titel gestellte Frage nicht zu beantworten, enthält aber eine Reihe interessanter Aufsätze zum Problem des Friedens und der Friedenssicherung. Besonders begrüssenswert ist, dass auch die historischen Aspekte gebührend zur Sprache kommen, so im Beitrag von Hans Maier über «Friedensidee und Staatsfrieden in der Neuzeit».

*

Neben der Friedensforschung an sich gibt es nun auch noch eine «kritische» Friedensforschung. Was sie will, zeigt der von Dieter Senghaas herausgegebene Band «*Kritische Friedensforschung*» (Suhrkamp). Es findet sich darin allerlei Halbdeutliches über «Bewusstmachung ideologisch verschleierter gesellschaftlicher Konflikte» und «emanzipatorisches Lerninteresse». Doch von solchem ideologisch verschleierndem Rankenwerk abgesehen, bringt der Band einige recht interessante Beiträge, so von Karl W. Deutsch und David Singer, die auch dann wertvoll wären, wenn sie nicht mit dem ja für jede wissenschaftliche Arbeit ohnehin selbstverständlichen Adjektiv «kritisch» noch besonders herausgeputzt wären.

Internationale Organisationen

Die Bedeutung der internationalen Organisationen in der Weltpolitik nimmt stetig zu – aber was ist deren wirklicher Einfluss? Der von Robert W. Cox herausgegebene und von Jacques Freymond mit einem Vorwort versehene Sammelband «*International Organisation: World Politics*» (Macmillan, London) geht dieser Frage nach und beleuchtet in einer Reihe von Stellungnahmen prominenter Spezialisten (z.B. Inis L. Claude, Harold K. Jacobson, Richard N. Gardner) neue Aspekte. Die in drei Teile – weltpolitische Bedeutung der internationalen Organisationen, Probleme der politischen Entwicklung, internationale Währungsprobleme – gruppierten Beiträge entwikkeln zum Teil theoretische Überlegungen, zum Teil präsentieren sie Fallstudien.

Spannung und Entspannung

Ein brillanter Wurf ist *Robert Jervis* mit seinem Buch «The Logic of Images in International Relations» (Princeton University Press) gelungen. Ausgehend von der Tatsache, dass in dem durch Spannung und Misstrauen geprägten internationalen System stets nur das Realität ist, was die Mächte wechselweise für «Realität» halten, untersucht er die Frage, auf welche Weise die Mächte nun gegenseitig dieses «Image» zu beeinflussen versuchen. Jervis richtet dabei seine Aufmerksamkeit auf jene Form von Kommunikation, die unterhalb des Verbalen liegt: die «Signale». Dass diese in der heutigen internationalen Politik ausserordentlich wichtig sind, haben nicht erst die Kubakrise oder die chinesisch-amerikanische Annäherung gezeigt.

*

Der von Herbert Scholz herausgegebene Sammelband «*Entspannung und Abrüstung*» (Duncker & Humblot, Berlin) fasst eine Reihe von Referaten zusammen, die anlässlich einer Tagung der Sozialakademie Dortmund gehalten wurden . Es handelt sich um einen sehr ernsthaften und illusionsfreien Versuch, den mit dieser Frage verbundenen Problemen gerecht zu werden. Der Band enthält u. a. Beiträge von Swidbert Schnippenkötter, Eberhard Menzel und Klaus Mehnert.

Lateinamerika

Die weltpolitische Szene der Zukunft wird in nicht unwesentlichem Mass von der inneren Entwicklung der lateinamerikanischen Staaten abhängen. Äusserst nützliche Information hierzu findet sich in der von Paul E. Sigmund herausgegebenen Anthologie «*Models of Political Change in Latin America*» (Praeger, New York). Der Band bringt wichtige Texte zahlreicher lateinamerikanischer Politiker und Theoretiker von Zapata bis Fidel Castro, ferner auch interessante Dokumente wie Parteiprogramme u. ä. Dass das (vom Herausgeber im Januar 1970 abgeschlossene) Buch ausgerechnet mit einem Ausschnitt über «Die Errungenschaften der christlich-demokratischen Regierung in Chile» des inzwischen durch einen Marxisten abgelösten Eduardo Frei ausklingt, muss freilich zu denken geben ...